

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 261.

Sonntag, 7. November.

1915.

(9. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebela Rißt.

Die Hauptjäger rühten ins Quartier ein. Man saß bald bei der Tafel, aß, trank und enthielt sich aller aufschneiderischen Jagdgespräche.

Mit der Zigarre war man auch wieder beim „Club“ angelangt, bei diesem für alle immer noch so unerlöschlichen Thema.

Der reiche Trümpe war, nachdem er ganz gesättigt, zu Frau Deubenreiter hineingegangen, um sich auch nach dem alten Tuller und den geänderten Verhältnissen zu erkundigen.

Er hatte ja die schwarze Vene als Mädel gekannt. Ein halbes Kind noch, hatte sie ihm so manchen Schoppen schon kredenzt, als er noch mit den Studenten mitsumpste, als Jüngling mit normalen Ansprüchen. Damals hieß er auch noch nicht der reiche Trümpe und fuhr noch kein Dogcart. Er war nichts als seines Vaters Sohn, ohne jedes abnorme Taschengeld.

„Da wird sich ja wohl nun wieder etwas auf tun hier!“ meinte er. „Ich wette, die Herren Studiois pauken bald wieder hier, wenn sie erst Frau Vene gewittert haben werden.“

„Wundervoll sieht sie aus, viel schöner als früher — nicht wahr, Doktor?“

Herbert stieß die Asche von seiner Zigarette ab und sagte, als wäre er noch nicht ganz einig mit sich: „Ja, ja, o ja — verflucht hübsch! Halten Sie Ihr Herz fest, Trümpe, denn Sie werden wohl fortan so dann und wann zur Tränke fahren.“

Dann sagte Leutnant Köster in seinem muffigen Ton, als habe er immer noch einen Rest im Munde, den er nicht mehr unterzubringen wisse: „Die Komödianten sind auch wieder da — ich kann nur sagen „Nummern!“ Standen gestern alle vor dem Tempel versammelt: kurz und lang, dick und dünn, aber besonders: lattenartig! Deivel, es leid't doch hier keiner am Knochenfraß — man müßte sich sone Ratschen einfach verbitten.“

„Sagen Sie mal, Köster, Sie müssen sich doch Reporter halten, wie kämen Sie sonst allein immer umgehend zum Neuesten-Alterneuesten!“

„Ach, Herr Oberst, ich bin oben noch untenwegser wie'n Handbriefträger und mache die Augen auf. Was soll man denn in diesem gottverlassenen Nest anfangen — hier ist doch jede Fliege mit einem überbein eine Sensation! Gott, man lernt kleine Verhältnisse schätzen!“

Alle lachten.

„Kleine Verhältnisse! Ja, das stimmt, Köster — die schätzen Sie! Das weiß man!“

„Verhalten Sie sich, lieber Wedel, sonst — ich weiß mehr, wie Sie in Ihrer Unschuld denken!“

„Nur los, es wäre mir doch interessant, das Neueste-Alterneueste über meine Person zu hören.“

„Tatsache?“

„Tatsache!“

„Sobald Sie vorgestern schon mit der einen vertraulich reden sehen, vertraulich sogar — es war die längste

Datte, also wohl die Sentimentale — die „Maders“ dürfen die Länge nicht haben!“

„Jah . . .“ machte Wedel und rechte sich etwas mehr aufrecht, „ich bin da in einer ganz scheußlich verfligten Situation.“

„Jetzt will Wedel sich interessant machen — mit so was!“ lachte Köster.

„Ich muß doch sehr bitten, Herr Kamerad, die Dame, von der Sie zu sprechen belieben, ist die Schwester eines meiner besten Freunde!“

„Alle Wetter! Und wird hier minnen? Pardon, an so was denkt man natürlich nicht! Hatte nicht die entfernteste Absicht, der Dame persönlich irgendwie zu nahe zu treten, selbst wenn sie nicht Schwester Ihres Freundes wäre . . . Offizier? Der Bruder meine ich?“

„Nein, Staatsanwalt — damit Sie ganz orientiert sind. Sie tritt natürlich hier unter anderem Namen auf, wie sie überhaupt sehr gegen den Wunsch ihrer Familie die Bretter betreten hat.“

„Na, das ist ja immer derselbe Ritt! Wenn meine Schwester Ballett tanzen würde, wär' mir ganz egal, wenn sie nur gut tanzt! — Heutzutage! Die Prinzessinnen gingen am liebsten zum Zirkus und würden lieber 'n Stallmeister heiraten als 'n Leutnant, und wenn er vom ältesten Adel is, denn noch unlieber!“

„Na, Köster, zügeln Sie mal Ihren Latendrang, Wedel hat das Wort“, rügte der Oberst.

„Also Barten — die Dame ist ein Fräulein von Barten — Barten schrieb mir, er sähe es gern, daß seine Schwester hier empfangen würde, damit sie nicht ganz den Kollegen verfällt. Ich sagte ihm natürlich alles zu, aber in der Praxis ist das so 'ne Sache: eine junge Künstlerin, die allein steht, durch einen mäßig windigen Leutnant empfohlen — ja, Herr Oberst, was macht man da?“

„Ja, lieber Wedel, die Sache ist heikel. Wäre ich verheiratet, ich käme der jungen Dame sicher zu Hilfe, aber so . . . Sehen Sie, wir sitzen hier doch in einem von allen erdenklichen Vorurteilen noch sehr geplagten Städtchen. Was weiß man hier von Künstlern? Ja, die großen, deren Namen durch alle Länder tönen, o ja, vor denen würde man natürlich knien, wenn dazu hier jemals Gelegenheit geboten würd! Aber unsere kleine Gesellschaft hier, die eigentlich nur die Fünfgügel-Debetwelt interessiert! Du lieber Gott, wer denkt daran, daß sich auch manch ein großes junges Talent von hier aus entwickeln kann! Man sieht in ihnen hier einfach Schmiere und — es ist ja auch selbstverständlich zu sieben Achten armer, kleiner, talentloser Komödiantenvolk, das keine Ambitionen mehr hat und keine Zukunft, kaum einen Hauch von Vergangenheit!“

„Meine Frau wird die junge Dame empfangen, damit ist die Angelegenheit geordnet!“ Herbert Sehren hatte gesprochen und zündete sich im Aufstehen eine neue Zigarette an, als begriffe er nicht, wie man über eine so einfache Sache solch ein Gezeiter machen könnte.

„Das ist brav gedacht, lieber Sehren, aber entscheiden wird Frau Dina doch darüber . . . man kann gerade der jüngsten Frau . . .“

„Herr Oberst, was ich wünsche, wünscht Dina auch, wir sind zwei moderne Menschen und fragen nicht danach, was in Fünf-Hügelchen bisher Sitte war oder nicht! Hauptsächlich ist sie hübsch, lieber Bedell!“

„Ganz eigenartig jedenfalls!“

„Kann sie auch was?“

„Gabe keine Ahnung! Sie will sich doch erst einspielen, darum kommt sie mutig in die Provinz.“

„Also zählen Sie auf uns, Bedell, die Dame soll bei uns ein Heim finden; was die übrigen tun, ist ihre Sache.“

Der reiche Trümpe pffiff leise vor sich hin und meinte dann zu Köster: „Er übernimmt sich, der gute Herbert!“

Köster muffelte: „Wissen Sie, Trümpe, im Prinzip bin ich ganz dafür! Wie gesagt, wenn meine Schwester ballettieren wollte! Bloß, sie müßte sich gerade ballettieren wollen, wo ich in Garnison stehe — da ist man doch geniert.“

„Ach, glauben Sie denn, daß Dina Sehren, geborene Bauer . . . ich bitte Sie!“

Trümpe und Köster mußten sich trennen, man fuhr zurück, wie man gekommen: der Oberst stieg zu Trümpe auf, die übrigen Herren benutzten die offene Viktoria.

Doch es ging nicht ganz so glatt heimwärts. Nicht zu weit vor den Toren von Fünf-Hügelchen verlor die Viktoria das rechte Hinterrad, gerade unter Herberts Sitz. Die vier Herren mußten aussteigen und den Begleit zu Fuß zurücklegen.

„Natürlich auf dem verfluchten Orgel-Anger! Der hat noch keiner Menschenseele Glück gebracht! Und gerade unter ihnen, Sehren, das ist ein böses Ohmen für Ihr Jäger-Noviziat.“

Trümpe rief es lachend und bog sich noch einmal weit zurück, als er mit seinem leichten Gefährt davonfuhr, so daß Altkleder es für rascham hielt, ihm in die Bügel zu greifen.

„Sagen Sie mal, Sehren, wem gehört dieser Orgel-Anger eigentlich — der Stadt?“

„Bewahre! Früher dem alten, jetzt dem jungen Werder!“

„Den Essig- und Kl-Neuten?“

„Jawohl! Die Mühle mit dem Stückchen Hinterland ist an Nordenberg übergegangen, aber sonst hat er auf den Orgel-Anger zur Vergrößerung seiner Domäne verzichtet — er liegt ihm nicht, wie er sagt. Wenn er sich nicht doch noch besinnt, dann haben die Werders freilich seit Ewigkeiten falsch spekuliert!“

„Na, der Trümpe faselt ja da immer schon von 'nem Kennstall, den er auf diesem verfluchten Orgel-Anger bauen will.“

„Der Trümpe einen Kennstall?“

„Na, er redet so! Wird sich hüten! Es wäre doch gar weggeschmissenes Geld — wer soll denn hier rennen lassen? Wer fragt denn in diesem Erdemwinkel nach Pferden?“

„Es läßt sich alles entwickeln, lieber Bedell!“ sagte Herbert nachdenklich.

„Aber, Pferdeverstand nicht — der muß angeboren sein! Und das nötige Meingeld dazu muß auch gleich mit in der Wiege liegen.“

„Orgel-Anger?! Was heißt Orgel-Anger — was kann man sich dabei denken?“ fragte Pet Henle neugierig.

„Wenn man am Ultimo eines Monats über den Anger steht, im Mondschein, und hat noch Geld in der Tasche, dann orjelt es so laut in der Luft, daß man danach Raschwalzer tanzen kann —“ erklärte Köster ernsthaft. „Denn alte Chroniken erzählen, daß vor Erschaffung der Welt hier im Chaos eine mächtige Orgel hing. Wenn es nun gelang, im Ausruf eine der Pfeifen zu packen, dem saß gleich ein goldener Faust-

handschuh an den Händen. Und wer gar dazu kam, die Balgen zu treten und über die Tasten zu fahren, dem floß sofort ein Goldpanzer über'n ganzen Leib. Und mit all diesem Golde ist dann die Welt gebaut — ja — und immer mit Orgelbegleitung — heute sind das nur noch Nachklänge, Mitgeföhle für leere Taschen! Versteh'n Sie, lieber Henle — das ist der Orgel-Anger von Fünf-Hügelchen und seine Verwandnis! In neueren Zeiten benutzt man den Orgel-Anger zu soliden Messerstechereien zwischen Liebenden und Neidhards und sonst populären Zeitvertreibern in schlaflosen Sommernächten.“

„Famos“, lachte Henle, „man sieht doch wie und wo! Ihre Phantasie berechtigt zu den schönsten Hoffnungen . . .“

„Ja, man muß sich in Zeiten nach einem Nebenberuf umsehen. Wenn's mal ausgeleutnantet hat, erzähle ich Märchen von Leutnants, die mit vollen Taschen über den Orgel-Anger gehen und . . .“

„Hören Sie nun endlich auf mit Ihrem Blech, Köster — mir werden schon die Beine ganz schwach.“

„Der Reid um meine respektable Zivilversorgung, lieber Bedell! Denken Sie nach, was könnte aus Ihnen werden? Zu nicht Talent, zu rein gar nicht, als zum Zigarrenrauchen!“

Bedell wehrte sich dagegen. Jeder machte ihm Vorschläge. So erreichten die Weidmänner in harmloser Vergnügtheit die Stadt und trennten sich dann, doch müde vom Tagewerk.

(Fortsetzung folgt.)



Die Beharrlichkeit . . . diese Tugend wird zuweilen mit Eigensinn verwechselt. Kreybue.

„s is Krieg!“

Uns wird geschrieben: Im besten Gasthof eines mittleren deutschen Städtchens hatte ich Wohnung genommen und ging nach Erledigung meiner Geschäfte durch die abendlich dunklen Straßen dahin zurück. Nun glaube ich da zu sein. Ja, wo ist es denn? Es ist alles so dunkel. „Wo ist hier der „Schwarze Adler“?“ frage ich ein junges Mädchen, das mit einem Soldaten an der Straßenecke plaudert. „Sie steh'n ja dicht davor“, tönt es zurück, und als ich etwas ärgerlich sage: „Na, ich dachte, das erste Hotel der Stadt würde doch besser erleuchtet sein“, kommt die kurze Antwort: „Neh't nicht! 's is Krieg!“

Wie oft habe ich seitdem die kurzen schicksalschweren Worte vernommen: „s is Krieg.“ Sie gehen wie ein Rekreim durch unser Leben, sind eine erklärende, tröstende, stets erklingende Grundnote in der Melodie unseres so veränderten Daseins. In der Psychologie und Geschichte der Schlagworte verdient diese scheinbar so nichtsagende, abgegriffene Redensart einen wichtigen Platz, denn sie ist eine der häufigsten Wendungen in der Zeit des großen Krieges geworden, und in den zahllosen Abschattierungen und Tonarten, in denen sie gebraucht wird, wächst sie empor zu einem Sinnbild der großen Geduld, des unerschütterlichen Gleichmutes, der heldenhaften Ruhe, die unser Volk in Sturm und Not dieses beispiellosen Völkerringens gelernt hat.

Welche Rolle spielt das kleine Zaubertwort nicht unter den Soldaten in der Kaserne und im Felde! Als wir jungen Rekruten — und waren doch mit unsern 35 längst aus dem Kinderschuhen heraus! — die erste Nacht beim Kommiss in der großen Parade vor unsern Strohsäcken standen, da rief der Feldwebel beim Anblick unserer verduhten Gesichter begütigend: „erklärend mit seiner derben fröhlichen Stimme: „s is Krieg, Kinder!“, und wir murmelten es alle nach, wie wenn uns das Säklein Ruhe gäbe und Trost. Föhrt es uns doch am einfachsten und klarsten den tiefen und großen Sinn dieser neuen Umgebung vor, brachte uns mit einem Schlag zum Bewußtsein, warum wir hier waren! Und dann haben wir es bei der Ausbildung unzählige Male gehört, das Wort: „s is Krieg!“ Stets hatten es unsere Herren Vorgesetzten

bei der Hand, in all den vielen Situationen, in denen unsere fragenden Augen einen Aufschluß zu heischen schienen. Soll doch unser Feldwebel mit seiner Lieblingswendung sogar ins Witzblatt gekommen sein. Denn von ihm erzählte man sich die Geschichte, er habe den Gefreiten, der die Pakete mit unseren Zivilsachen zur Post brachte, gefragt: „Alles glatt gegangen?“ „Der Postmensch schimpfte über die vielen Pakete, Herr Feldwebel.“ „Ja, haben Sie ihm denn nicht gesagt: 's is Krieg?“ fragte unser Alter voll ungeduldigen Staunens und bekam die Antwort: „Das wußte er schon, Herr Feldwebel.“ Und als wir dann selber im Kugelregen standen, da hatten wir für dies ungeheure Neue, für das unsäglich Gewaltige der modernen Schlacht zunächst kein anderes Wort als das ewige alte: „s is Krieg!“

Das deutsche Publikum war in der Friedenszeit allenthalben recht ungeduldig und nervös geworden. Bei uns ging ja alles so pünktlich und geordnet zu, keine Verspätung der Eisenbahnzüge, rasche Abfertigung an allen Stellen, die glatteste Abwicklung der ganzen komplizierten Maschine des täglichen Lebens. Man mußte erst ins Ausland gehen, in erster Linie natürlich nach dem „gelobten Land Italien“, um warten zu lernen. Nun hat der Krieg uns allen eine sehr gesunde Lektion in der Geduld, im Hinnehmen kleiner Unbequemlichkeiten erteilt. Es ist ja alles noch immer vortrefflich bei uns im Geleise, und in bewundernswertem Gleichgewicht gehen die Dinge ihren gewohnten Gang. Aber auf der Bahn oder am Postschalter muß man doch jetzt manchmal recht lange warten; in der Elektrischen steht man eingeklinkt in drangvoll fürchterlicher Enge — und doch kein Murren, kein Laut der Ungeduld, der früher so rasch und herb von behenden Lippen sprang. Man steht ruhig, still, nimmt es als selbstverständlich hin, und wagt doch einmal einer zu schimpfen, dann tönt es ihm sachlich-ernst, streng-verweisend entgegen: „s is Krieg!“ Selbst die Hausfrauen, die über die Butterteuerung klagen, geben sich mit dieser wahrhaft monumentalen Feststellung zufrieden und halten inne in ihrem Redestrom. Es ist, ob der große Lehrmeister Gott Mars drohend und mahnend die Hand mit dem Schwerte erhebe hinter diesem so nichtsagenden, so viel sagenden Allerweltswort: „s is Krieg!“



Aus der Kriegszeit.

Französische Schilderung eines österreichischen Internierungslagers. Die folgende Schilderung eines österreichischen Gefangenenerlagers findet sich im „Journal des Débats“: „In einer weiten Ebene an der Donau erblickt man eine aus weißen Häusern gebaute Ansiedlung, die von langen geraden Straßen durchzogen wird. Es sind dreißig Baracken eines Gefangenenerlagers, die sich hell von dem grünen Grunde abheben. In dieser Umgebung, die die Natur mit aller Schönheit ausgestattet hat, sind 5000 Italiener untergebracht. In der Mitte der Ansiedlung ragt der Turm der Lagerkirche empor. In der Nähe der Kirche streckt sich ein langer, gedeckter Wandelgang, der an beiden Enden geöffnet ist. Er dient für Spaziergänge bei Regenwetter. Zu beiden Seiten dieser Galerie sind kleine Läden verschiedenen Inhalts untergebracht. Weiter rückwärts erblickt man eine Flagge des roten Kreuzes, die das Spital und die Apotheke bezeichnet. Hieran schließen sich ein Gesellschaftsraum und ein Postamt. Ganz besonders streng wird auf absolute Reinlichkeit geachtet. Einmal in jeder Woche müssen die Gefangenen sich zur Untersuchung zum Arzt begeben, hierauf geht es ins Bad. Hierfür wurden weite Räume angelegt. Die Baracken werden jeden Morgen gewaschen und gereinigt. Alle 14 Tage findet eine große Desinfektion statt. Jede Baracke untersteht einem Vorgesetzten, den die Gefangenen aus ihrer Mitte erwählt haben. Dieser ist für die genaue Befolgung der Vorschriften verantwortlich und hat dem Lagerkommandanten jeden Morgen Bericht zu erstatten. In der eingangs erwähnten Galerie gibt es drei Gastwirtschaften, wo die Gefangenen ihre Kost mit eigenen Mitteln zu vernünftigen Preisen aufbessern können.“

Der Verfall des englischen Antiquitätenhandels. Eine untersuchende Betrachtung des Antiquitätenhandels zur Kriegszeit gibt ein bezeichnendes Bild der Kultur und finan-

ziellen Kraft des Publikums. Ein Volk, das in solcher Zeit sein Interesse für alte Kunstgegenstände und seine Kaufkraft nicht erlahmen läßt, beweist damit, daß seine privaten, künstlerischen und gesellschaftlichen Kreise durch die Opfer des Krieges nicht geschädigt werden konnten. Eine Rundfrage bei den Antiquitätenhändlern Berlins ergab ein so erfreuliches Resultat, wie man es kaum zu erwarten gehofft hatte. Die Antworten der Fachleute bewiesen, daß das Interesse des deutschen Publikums sowie seine Kaufkraft in künstlerischen Dingen keineswegs erlahmt sind. Der deutsche Antiquitätenmarkt zeigt dieselben Preise und die gleiche Regsamkeit und Nachfrage wie vor dem Kriege. Ganz anders verhält es sich in diesem Punkte in England, wie einem Artikel des „Daily Chronicle“ zu entnehmen ist: „Die Leute, die ihr Leben dem Studium alter Kunst und dem Handel auf diesem Gebiete gewidmet haben, sitzen gegenwärtig Tag für Tag in ihren mit chinesischem Porzellan, mit Tassen, Stichen, Radierungen, Bildern und Schmuckstücken alter Kultur gefüllten Läden, ohne daß ein Käufer erscheint. „Antiquitäten“, erklärte einer der erfahrensten Londoner Händler, „sind bei uns ein ebensolcher Luxus geworden wie Automobile und männliche Diensthofen. Die Leute wollen heute nicht mehr zwischen einem gewöhnlichen und einem künstlerischen Gebrauchsgegenstand unterscheiden. Selbst jene, die vor dem Kriege jedes Stück mit aller verständnisvollen Sorgfalt prüften und wählten, sind gewöhnliche Kaufhausbesucher geworden.“ Statt Antiquitäten zu verkaufen, müssen die Händler sehen, wie ihre ehemaligen Kunden selbst ihre Kunstschätze zu Geld zu machen suchen. Die englischen Antiquitätenhändler sind heute vollkommen auf ihre Ersparnisse angewiesen, denn sie verdienen absolut nichts. Der Antiquitätenmarkt ist gänzlich verfallen. Manchmal zeigt sich fünf Wochen lang kein einziger Käufer in den einst so besuchten Räumen der Antiquitätenhändler.“

Der deutsche „König von Caca“. Caca oder Tschatschak, wie das jüngst genommene Serbenstädtchen heißt, hat keine Vergangenheit. Archäologische Funde lassen erraten, daß die günstige, 246 Meter über dem Meere gelegene Festungsstelle dem strategischen Scharfbild der Römer nicht entgangen ist —, sonst aber schweigen hier die Jahrtausende bis in die Balkankrisen des 19. Jahrhunderts hinein, wo öfters ein erbitterter Kampf um dies Zentrum einer getreidereicheren Landschaft geführt wurde. Aber in der noch ungeschriebenen Kulturgeschichte des Deutschland auf dem Balkan spielt es dafür eine um so größere Rolle; das ganze moderne Tschatschak ist die Schöpfung eines ehemaligen deutschen Wanderburschen und späteren Millionärs Ferdinand Kren, der als Seilergehilfe mit seinem Bruder Jakob, der die Tischlerei als einen in dieser nach orientalischem Brauch ziemlich möbellosen Gegend zum recht fragwürdigen Lebensberuf erwählt hatte, um 1845 seinen Einzug in das Städtchen hielt. Das „Leben auf der Waise“ hatte ihn manche Handfertigkeit und die Kunst, überall sich nützlich zu machen, gelehrt, und so trieb er zuerst Pflaumenhandel, braute den Serben ein trinkbares Bier, ward schließlich als Grundstückspekulant reicher und reicher und entfaltete zu seinem Vorteil und auch zum Nutzen seiner neuen Heimatstadt eine unermüdbare Bautätigkeit. Nicht zu vergessen ist, daß es nach den spärlichen biographischen Notizen, die ein österreichischer Reisender über den merkwürdigen Mann sammeln konnte, nur seine „sprichwörtliche“ Redlichkeit war, die ihm „trotz seiner deutschen Abkunft“ allgemeines Vertrauen erwarb. Kren war der erste Volksfreund in Serbien, der sich nicht wie die vielgerühmten Helten Karageorg und Milosch Obrenowitsch auf Kosten von Stadt und Land bereicherte, sondern neue soziale Gesichtspunkte ins öffentliche Leben brachte. So gründete er einen städtischen Fonds, aus dem arme Schüler ein Stipendium erhielten, setzte unter vielen Kämpfen eine gründliche Sanierung des früher einen Miasmenherd bildenden Städtchens durch, erwirkte die Anpflanzung von Straßenbäumen und reformierte noch manches andere mit echter deutscher Tatkraft. Originell und wohl ziemlich einzig dastehend ist eine merkwürdige Bauproduktion: er errichtete nämlich große schöne Kasernen, die er dem Staate vermietete. So wohnt die bewaffnete Macht in Tschatschak in den Häusern eines Deutschen zu Gaste... Ferdinand Krens Verdienste um das Deutschland in Serbien wird erst die Zukunft recht werten können, und mit einem tieferen Sinne als früher wird er dann als „König vom Tschatschak“ fortleben.

Schach

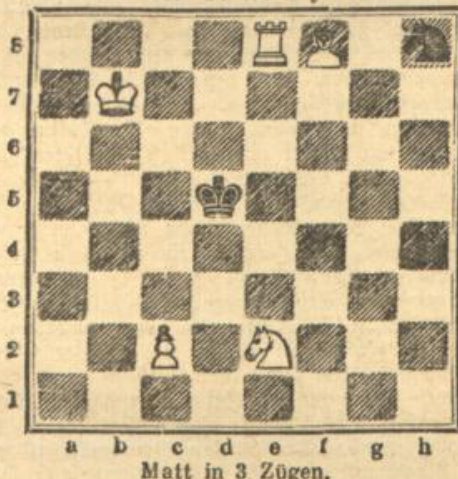
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 7. November 1915.

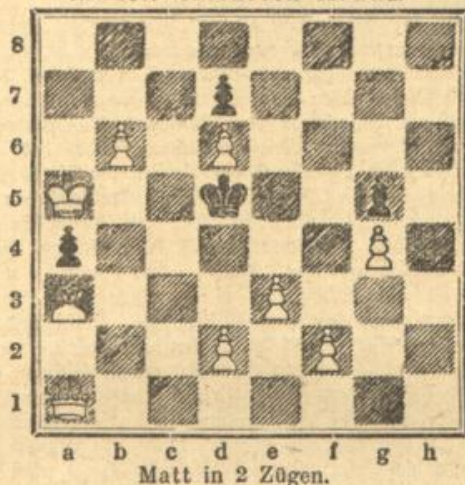
Aufgaben.

Nr. 386. F. W. Wynne.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 387. Heinrich Kranz.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 385. Wie uns der Verfasser mitteilt, fehlte in der Aufstellung dieses Problems auf b6 ein weißer Bauer. Durch 1. e5—e6 ist übrigens die Aufgabe nicht lösbar. Der Verfasser hat, um die Hinzufügung eines weiteren weißen Bauern zu vermeiden, auch noch den Bauer e5 entfernt und den weißen König auf g7 gestellt. Die Stellung ist also jetzt: Kg7, Df1, Lg3, Ba3 a6 b4 c2. — Kd5, Bg4. Matt in 2 Zügen.

Partie 142.

Beratungspartie, gespielt zu Budapest im Februar d. Js. Damenbauernspiel.

Weiß:

Breyer und Havasi.

1. d2—d4 d7—d5
2. Sb1—c3 f7—f5
3. Lc1—g5! Sg8—f6
4. Lg5×f6 e7×f6
5. Sg1—h3! c7—c6
6. e2—e3 Lf8—d6
7. Lf1—d3 0—0
8. Dd1—f3 g7—g6
9. Sc3—e2 Lc8—e6
10. Sh3—f4! Dd8—e7
11. h2—h4! Le6—f7
12. g2—g4! f4×g4
13. Df3×g4 Kg8—h8

Schwarz:

Dr. Asztalos und Barasz.

14. h4—h5 g6×h5?
15. Dg4—f5 Lf7—e3
16. 0—0—0 Ld6×f4
17. Se×f4 Sb8—a6
18. Th1×h5! Le8×h5
19. Df5×h5 De7—g7
20. Sf4—g6! Kh8—g8
21. Td1—g1 h7×g6
22. Ld3×g6! Tf8—d8
23. Lg6—h7! Kg8—f8
24. Tg1×g7 Kf8×g7
25. Dh5—g6! Kg7—h8
26. Dg6—h6 Schwarzg. auf.

¹⁾ Jetzt tritt die Feinheit des 5. Zuges von Weiß zu Tage. Weiß hat die Eröffnungsschwächen des Gegners ganz vortrefflich ausgenutzt. — ²⁾ Nicht g6—g5! wegen Sf4—g6! — ³⁾ Ein wohl begründetes Qualitätsoffer, das zum Gewinn führt.

Auflösungen.

Nr. 382 (4 Züge). 1. Dh1, F1D 2. D×f1, ∞ 3. D×f5+; 1. . . ., d2 2. Dal d1D 3. S×d1; 2. . . ., ∞ 3. Se2; 1. . . ., ∞ 2. D(×)a1, ∞ 3. S(×)e2.

Nr. 383 (2 Züge). 1. Se4.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. B., Dr. M., J. K., Wdw., R. St. und L. M. in Wiesbaden, zu Nr. 383 auch Karl Hofmann in Wiesbaden und K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Es zeigt im Reiche der Natur mein Wort ein furchtbar
Schauspiel an,
Vernichtung folgt seiner Spur, der nichts Lebend'ges
trotzen kann;
Wenn dumpf es durch die Berge rollt, bekreuzet still
der Alpler sich
Und ruft, hört ihr, wie es grollt, Gott, schütz' die
Meinen, schütze mich.

Dreißilbig.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein?
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich' Gewerb', es blühen
Weit ihre reichen Kolonien,
Sie führet ohne Raub und Braus
Getrost ihr süßes Gut nach Haus
Und lehret uns, daß edle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu' und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strohdach wohne.

Rätsel.

Wir sind unser viele tausend Brüder. In der Jugend
kleiden wir uns grün, im Alter gelb. Wenn wir aber ein-
mal vor Alter das Haupt sinken lassen, so ist dies eine
sichere Vorbedeutung, daß nächstens eine große Schlacht
geliefert wird.

Zweissilbig.

Kein Gold, kein Silber kann heller,
Kein Vogel in Lüften kann schneller,
Kein Ding durchdringender sein.
Verwahre die Fenster und Riegel,
Ich sprengte nicht Stäbe noch Siegel,
Und komme doch ab'rall hinein.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 500.

Bilderrätsel: Haubitzenbeschö. — Zahlenrätsel: Bul-
garien, Ulanen, Laban, Gabel, Arie, Rabe, Iran, Elbe,
Nagel. — Zweissilbig: Das Luftschloß. — Rätsel: Die
Wolken.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 23.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Sultan Mehmed Ali.

Von Otto Weddigen.

In fernen Osten, dem Wunderlande und der Heimat der Märchen, lebte einst ein mächtiger Herrscher, der den Halbmond auf viele christliche Kirchen gepflanzt hatte. Sein Name war Mehmed Ali. Er war gefürchtet wie selten ein Sterblicher, und jedermann beeilte sich, seinen Willen auszuführen.

Aber obschon er Schätze und Macht in reicher Fülle besaß, war er doch nicht glücklich und zufrieden, denn vergeblich erstrebte er die Fähigkeit und die Kunst, die dunkle Zukunft zu enträtseln. Astronomen und Sterndeuter, Künstler und Dichter hatte der Sultan um sich versammelt, und alle wußten ihm weise Lehren zu geben, aber keiner von ihnen konnte vorherhersagen, was die nächste Zeit Sicheres bringen würde.

Zwar waren aus der Nähe und aus den fernsten Gegenden Leute herbeigeeilt, die sich als Deuter der Zukunft und Wahrsager ausgaben, aber zumeist hatten sich ihre Worte als trügerisch erwiesen, und sie waren wieder abgezogen, ohne die erwarteten Belohnungen erhalten zu haben.

Des Sultans Unzufriedenheit wuchs darüber von Tag zu Tag mehr, und seine Minister und sonstigen Beamten hatten unter seinen bösen Launen schwer zu leiden. Zuletzt erließ der Sultan einen Aufruf durch alle Lande, in welchem er demjenigen, der ihm die Zukunft enthüllen könnte, sein halbes Reich und die Hand seiner Liebblingstochter Editha versprach. Nun ereignete es sich, daß ein Hirtenknabe, welcher seine Herde weidete, einst einen Vogel von wunderbar glänzendem Gefieder die folgenden Worte pfeifen hörte:

Ein Kaiser sinnt bei Tag und Nacht,
Der Zukunft Buch zu lesen.
Tiriri, titira.

Verschmäht all' Reichtum, Ruhm und Macht,
Dünkt sich das ärmste Wesen.
Tiriri, titira, haha!

Des Kaisers Torheit ist gar groß,
Doch gibt es hier zu taten.
Tiriri, titira.

Auf, Knabe! lind're du sein Los,
Ich will dir weiter raten.
Tiriri, titira, haha!

Der Hirtenknabe trieb früher als sonst seine Herden heim, packte am Abend sein Ränzel, und als die Hähne krächten, eilte er nach dem Baume, wo der Vogel gefesselt hatte. Wie er nun emporblickte, bemerkte er, daß er auf demselben Ast wieder saß. Der Wundervogel redete ihm

Mut ein und hieß ihn, ihm zu folgen, denn er wollte ihm den Weg nach dem Palaste des Sultans zeigen.

Unter fröhlichem Geplauder verstrich die Zeit, und der Vogel unterließ nicht, dem Hirtenknaben allerhand weise Lehren zu geben. Er trug ihm auf, sofort nach seiner Ankunft sich im Palaste des mächtigen Herrschers anzumelden, unter Vorgabe des Zweckes, ihm die Zukunft zu offenbaren. Er, der Vogel, aber — so sagte er weiter — wolle in dem Baume sitzen, der vor seinem Schlafgemache stände, um ihm dort über jede Frage, welche der Sultan an ihn richten würde, Auskunft zu geben. Abgesehen würde zunächst der Sultan drei Fragen an ihn stellen, um seine Fähigkeit zu erproben, und wie dieselben zu beantworten seien, lehrt er sogleich den Hirtenknaben. Die Wanderung hatte bereits mehrere Tage gedauert; am Morgen des achten sah der Hirtenknabe die vergoldeten Kuppeln des Palastes und der zahlreichen Moscheen in der Morgensonne glänzen. O, wie des armen Burschen Herz da klopfte! Solche Pracht hatte er noch nie gesehen. Er trat in die Stadt ein, indem ihm der Vogel überall den Weg wies. An dem Tore des Palastes, welchen zahlreiche Schildwachen mit gezücktem Schwerte und mit großen Turbans auf dem Kopfe umstanden, trug der Hirtenknabe dem Palastmeister sein Begehren vor. Als dieser den Knaben sah, lachte er und meinte, daß er es mit unreifen Burschen oder gar mit einem Spatzvogel zu tun habe. Er blickte den Fremden zornig an und wollte ihm die Wege weisen. Aber der Hirtenknabe bestand auf seinem Einlaß so nachdrücklich, daß auf den Palastmeister die Festigkeit seines Auftretens sichtlich Eindruck machte.

„Warte ein wenig, ich will Seiner Majestät, unserem allerdurchlauchtigsten Großherrscher, von deiner Ankunft Nachricht geben, aber“ — setzte er drohend hinzu — „entledige dich deiner Aufgabe gut, wenn dir dein Kopf lieb ist!“

Der Palastmeister ging hinein und kehrte nach kurzer Zeit zurück, indem er dem Hirtenknaben mitteilte, daß der Sultan ihn empfangen wolle.

Nachdem der Bursche sich vom Staube gereinigt und sein Ränzel in einem Vorzimmer abgelegt hatte, führte man ihn in das Gemach des Sultans. Dasselbe war mit Gold und Jaspis auf das Kostbarste ausgeschmückt. Auf einem Divan saß mit gekreuzten Beinen der Sultan, indem er aus seinem Tschibuk rauchte und seine Tasse Mokka schlürfte. Vor dem Zimmer aber standen zwei schwarze Sklaven, mit krummen Säbeln bewaffnet, und schauten grimmig drein.

„Wer bist du, und woher kommst du?“ fragte der Sultan den Hirtenknaben.

„Ich heiße Ben Arab,“ erwiderte der Gefragte, ohne eine Spur von Befangenheit zu verraten, „und bin geboren in der Ortschaft Mechaba.“

„Was ist dein Begehren, und welcher Kunst rühmst du dich?“

„Mein Wunsch ist, Eurer Majestät zu dienen, und meine Kunst besteht darin, daß ich, was auch in der Zukunft sich ereignen mag, vorherzusagen kann.“

„Das ist eine große Kunst, deren sich bisher niemand fähig erwiesen hat,“ versetzte der Sultan. „Ich habe daher demjenigen, der mir der Zukunft Rätsel lösen kann, mein halbes Reich und die Hand meiner Lieblingstochter Editha versprochen.“

„Nicht danach strebt mein Sinn. Mein Wunsch ist, ohne Eigennutz Eurer Majestät zu dienen; möget Ihr gleich meine Kunst prüfen, um Vertrauen zu mir zu haben!“

Der Sultan sah den Hirtenknaben voller Verwunderung an; er war doch der erste, welcher seine Dienste ihm so uneigennützig anbot.

„Beantworte mir,“ sagte der Sultan nach einigem Nachsinnen, „die folgenden drei Fragen: Erstens, wie hieß der Stammvater meines Geschlechts? zweitens, wieviel Einwohner zählt mein Reich zu dieser Stunde? und drittens, welche Neuigkeit wird mir der morgende Tag zuerst bringen?“

„Die Fragen zu beantworten ist mir ein Leichtes!“ rief der Hirtenknabe aus. „Der Stammvater deines Geschlechts, o Majestät, hieß Emudal; dein Reich zählt gegenwärtig 50000 Seelen mehr als zur selben Stunde vor Jahresfrist, und die erste Nachricht, welche man dir morgen bringen wird, ist die, daß deine Lieblingstochter über Nacht schwer erkrankt ist!“

„Du hast recht bezüglich des ersten Punktes,“ erwiderte der Sultan, „bezüglich des zweiten muß ich meine Ratgeber und Gelehrten erst befragen. Der dritte Punkt scheint mir deine Kunst, die Zukunft zu enträtseln, in Frage zu stellen, denn Editha ist gesund und ergeht sich munter dort im Parke.“

Der Sultan machte eine abwehrende Bewegung. Der Knabe verließ das Gemach und wurde von einem Sklaven in ein Zimmer geführt, welches er fortan bewohnen sollte und dessen Fenster ein dichtbelaubter Olivenbaum beschattete. Noch zur selben Stunde befahl der Sultan seine Weisen und Gelehrten zu sich, wie er auch seinen Ärzten dringende Schonung und Beobachtung seiner Tochter Editha anempfahl. Ali Bey, ein würdiger Greis, bestätigte bei seiner Ankunft sofort die Richtigkeit der Angabe, welche der Hirtenknabe gemacht hatte, denn erst vor wenigen Stunden war ganz geheim die Nachricht über die gegenwärtige Zahl der Bewohner des Reiches eingelaufen.

Das setzte den Sultan in nicht geringes Erstaunen. Allein er beruhigte sich in bezug auf den dritten Punkt und meinte sicher, daß der Hirtenknabe sich hierin täuschen würde.

Die Nacht verrann. Am nächsten Morgen klopfte es schon so früh an des Sultans Tür, und zitternd und in den Knien schlotternd trat der Arzt herein, welcher berichtete, daß Editha, die Lieblingstochter des Sultans, über Nacht schwer erkrankt sei. An Sorge und Vorsicht, so fügte er hinzu, hätte es niemand mangeln lassen, und kein menschliches Wissen hätte die Möglichkeit einer so plötzlichen Erkrankung voraussagen können.

Der Sultan war nicht wenig betroffen, als er die Worte seines Arztes hörte und eilte sofort an das Krankenlager seiner Tochter, wo er sie in der Tat schwer leidend fand.

Er ließ den Hirtenknaben zu sich rufen, bestätigte die Erfüllung seiner Weissagung und klagte ihm sein Leid über sein Geschick.

„Seid nicht allzu betrübt“, erwiderte der Hirtenknabe, „Eure Tochter wird genesen, sobald der Mond wieder in vollem Glanze am Himmel leuchtet.“

Solche Boshaftigkeit aber war dem Hirtenknaben von dem Wundervogel, welcher in dem Baume saß, der das Fenster seines Schlafgemaches beschattete, mitgeteilt worden.

„O, dann soll dir reiche Belohnung werden,“ rief der Sultan aus, „alles, was du begehrt, soll dein eigen sein!“

Acht Tage mochten vergangen sein; der Vollmond stand am Himmel, und des Sultans Töchterlein war in der Tat wieder genesen.

Darüber war die Freude des Vaters sehr groß. Er überschüttete den Hirtenknaben mit Zeichen seines Wohlwollens, und niemand genoß am Hofe fortan mehr Vertrauen seitens des Herrschers, als er. Die Zeit lehrte vollends, daß der Hirtenknabe imstande war, jedes künftige Ereignis vorherzusagen, und der Sultan machte täglich Gebrauch von der wunderbaren Kunst deselben.

Anfangs beglückte es den Sultan, daß sein Wunsch, die Zukunft mit Hilfe des Hirtenknaben enthüllen zu können, sobald in Erfüllung gegangen war; aber allmählich bemächtigten sich seiner eine solche Erregung und Unruhe, da er ein jedes traurige wie freudige Ereignis mit aller Gewißheit herannahen sah, daß seine Körperkräfte zusehends schwanden. Dazu ward der Sultan unzufrieden, denn nichts vermochte mehr seine Freude und sein Wohlgelassen zu erregen, da er alles Künftige im Voraus wußte. Am Hofe fehlte es nicht an Verleumdern, die auf den Hirtenknaben längst eifersüchtig und gehässig waren, da er auch alle ihre Antriebe und geheimen Gedanken dem Sultan enthüllte. Als er nun einstmals den unglücklichen Ausgang eines Krieges, welchen der Sultan im fernen Lande führte, voraussagte, da erfaßte diesen, als er seine Lebenskräfte und seinen Lebensmut schwinden sah, tiefer und sichtlicher Groll gegen den Hirtenknaben. Jeden seiner Untertanen, welcher unbekümmert um die Zukunft, nur treu seiner Pflicht und zufrieden lebte, hielt er mit vollem Rechte glücklicher als sich selbst.

Des Sultans frühere Ratgeber und Minister gewannen ihren Einfluß wieder, und man sann nur noch darauf, sich des Hirtenknaben zu entledigen. Dieser ward durch den Wundervogel von dem boshaften Vorhaben seiner Feinde in Kenntnis gesetzt. Arm, wie er gekommen war, floh er bei Nacht aus dem Palaste des Sultans, indem der Vogel ihm als Wegweiser nach den heimatischen Fluren diente. Bald weidete er wieder die Schafe, wie zuvor, und er verschloß das Geheimnis von dem Wundervogel, der sich seitdem nicht wieder hatte sehen lassen, tief in seinem Herzen. Der Sultan aber war froh, als er am nächsten Tage erfuhr, daß der Hirtenknabe spurlos verschwunden sei; ihn dünkte alles wie ein Märchen. Zufriedenheit und Ruhe kehrten in sein Inneres ein, denn er wünschte fortan nie wieder der Zukunft Rätsel zu enthüllen.



In einer Konservenfabrik.

Von Helene Brehm.

Von jeher war es der Stolz einer guten deutschen Hausfrau, ihre Vorratsschränke gefüllt zu haben. In dieser Zeit des Weltkriegs, in der es die Absicht unserer Feinde ist, Deutschland auszuhungern, war die Vorsorge, Lebensmittel als Dauerware („Konserven“) einzukochen, besonders angebracht. Es war dies sogar von den Behörden empfohlen worden.

In vielen Haushaltungen traf man seither schon Einkochgeräte vor. Manch eine Hausfrau, die noch keinen besaß, legte sich jetzt schon einen nützlichen Gegenstand zu. Andere Familien wieder besorgen sich Vorräte aus Konservenfabriken. Gerade diese sind jetzt mit Aufträgen überhäuft, da ihnen täglich Bestellungen zugehen, nicht zuletzt von der Heeresverwaltung. Es ist deshalb lehrreich, einmal den Betrieb in einer solchen Fabrik zu besichtigen.

Da ist zunächst ein Aufzug, der Säcke mit Erbsen und Bohnen in das Obergeschoß befördert, wo sie von einer Arbeiterin in Empfang genommen werden. Diese übergibt die Erbsen und sogenannten „großen“ Bohnen einer Maschine, die die Schoten öffnet und entleert. Handelt es sich um Schnittbohnen, die auch von Maschinen zerkleinert werden, so müssen Arbeiterinnen sie erst vorher mit dem Messer „abziehen“, das heißt, sie von den ihnen anhaftenden Fäden befreien. Eine Maschine, die auch dieses besorgen könnte, ist noch nicht erfunden. Es ist erstaunlich,

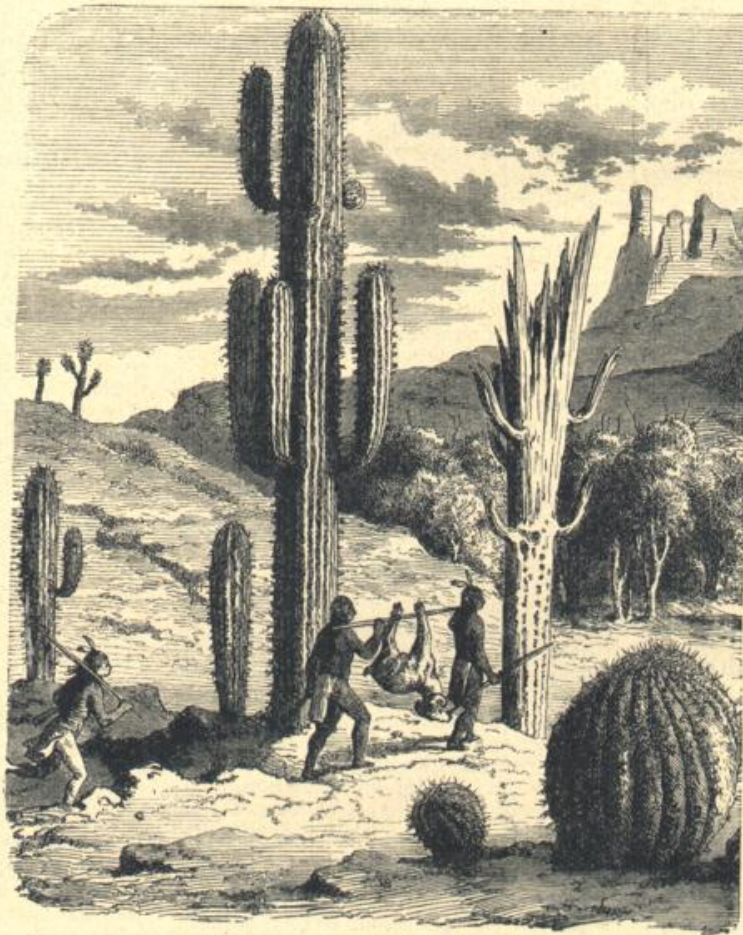
was der Menschengestalt schon bezüglich der Erfindung von Maschinen alles geleistet, und wie viel Arbeit der Hand er dadurch überflüssig gemacht hat. Das erkennt man besonders dankbar an in einer Zeit, in der die wehrfähigen Männer zum Schutze des Vaterlandes im Felde stehen.

Aus dem Obergeschoß der Fabrik fallen die ausgefüllten (ausgenähten) Hülsenfrüchte in große, walzenförmige, auswechselbare Eisensiebe, die rundum mit kleinen, größeren und großen Löchern versehen sind. Aus diesen gelangen die Früchte in untergestellte Kästen, wenn das Sieb durch Dampfkraft in drehende Bewegung gesetzt wird, und sind dann gleich der Größe nach verlesen. In einem besonderen Behälter sammelt sich der Abfall, wie Stiele u. dgl. Dieser wird, wie die Schoten, als Futtermittel verkauft.

Die Früchte werden in umfangreichen Kupferkesseln gekocht, danach in Bottichen, gefüllt mit kaltem Wasser, gekühlt. Arbeit-

Außer Erbsen und Bohnen werden aber auch andere Gemüse, wie Kohlrabi, Spargel, Wurzeln usw., nachdem sie zuvor von Maschinen gereinigt und zerkleinert wurden, in Büchsen und Gläsern eingekocht. Daneben wird viel Obst verarbeitet, sei es in ganzen Früchten, sei es als Fruchtmasse („Marmelade“) oder als Saft („Gelee“).

In großen Kesseln brodelt das würzig duftende Mus, das lange, von Dampfkraft in drehende Bewegung gesetzte Rührstangen am Anbrennen hindern. — Nach dem Zerbrechen der Früchte wird der Obstbrei durch Siebe getrieben, in denen Kerne, Teile des Kernhauses u. dgl. zurückbleiben, und nach nochmaligem Kochen in einer Zuckerslösung in Gläser, Büchsen, große und kleine Metallimer getan, nach deren Schließung das Eingemachte versandfertig ist. — Die Früchte, die ganz bleiben sollen, legen die Arbeiterinnen gleich in Gläser, in denen sie in einem Dampfbad oder Wasserbad gar gekocht werden. Damit die Gläser an der



Nakteen in Mittel-Amerika

terinnen mit großen, weißen Schürzen, das Haar ganz von weißen Hauben umhüllt, füllen dann die Gemüse in die bekannten noch funkelneuen Blechbüchsen. Die Büchsen wurden natürlich vorher sauber gespült und durch Umstülpen vollständig von Wasser befreit. Haben die gefüllten Büchsen das vorgeschriebene Gewicht, so wird noch etwas Salzwasser über den Inhalt der Büchsen gegossen. Hierauf legt ein Arbeiter den Deckel auf das Gefäß und läßt dessen überstehenden Rand mit dem gleichfalls überstehenden Rand des Deckels von einer Maschine zusammenbiegen. So ist die Blechbüchse luftdicht verschlossen, was zur Erhaltung des darin Eingemachten notwendig ist. Doch müssen die vollen Büchsen noch entleimt („sterilisiert“), d. h. in einem Wasserbad von bestimmtem Hitzegrad eine vorgeschriebene Zeit gekocht werden. Dadurch werden etwa in die offenen Dosen gelangte Fäulniserreger („Bakterien“) abgetötet.

Luft durch zu schnelle Abkühlung nicht zerpringen, müssen sie, nachdem sie dem heißen Bad entnommen sind, allmählich abkühlen. Zu diesem Zweck übergibt man sie einem durch Bretterwände und Türen gegen die Außenluft abschließbar zu machenden Lattengerüst, das von Dämpfen durchzogen wird. Später vermindert man den Wärmegrad des Dampfes und öffnet hiernach auch die Türen des Verschlags, bis die Gläser kalt geworden sind.

Die Früchte, wie z. B. Erdbeeren, deren Aussehen vom Einkochen gelitten hat, werden durch Anwendung eines unschädlichen Farbstoffs wieder ansehnlich gemacht. Dann ist es aber auch eine Lust, die Einnachgläser mit ihrem bunten, lecker aussehenden Inhalt zu betrachten! Besonders schön sind diejenigen Gläser, in die verschiedenfarbige Früchte, z. B. gelbe, grüne und rote, eingelegt sind. Die müßten natürlich gesondert gekocht werden.

Zu Mus („Marmelade“) werden jedoch alle möglichen Früchte zusammengeköcht. Da kann man Himbeerjohannisbeere, Himbeer-erdbeer, Apfelerdbeere, Apfelerjohannisbeere u. dal. Mus haben. Da diese Obstsorten aber nicht gleichzeitig reifen, Apfel z. B. noch nicht zu haben sind, wenn die Beerenreife stattfindet, so kommt bei der Herstellung der mit ihnen vermischten Musarten im Vorjahr eingekochter Apfelmus zur Verwendung. Reicht dieser nicht aus, dann werden sogar getrocknete Apfelingänge mit verwandt. — Bekannt ist ja, daß auch Drei-, Vier- und Fünffrucht hergestellbar wird. — Seit Ausbruch des Weltkriegs sind in Konservenfabriken

auch Feldpostpaketchen mit allerlei schönen Musarten, fertig zum Versand, zu haben. Der noch warme Obstbrei wird in kleine Schachteln aus leichter Pappe („Karton“), die eigens für diesen Zweck hergestellt und mit Pergamentpapier ausgelegt sind, gegossen, und kann nach dem Erkalten die Reise in Feindesland antreten. — Manch einem unserer Helden, die draußen auf alle Unnehmlichkeiten verzichten müssen, deren wir daheim uns, gottlob! vermöge ihres Opfermuts erfreuen können, hat solch ein „süßes“ Päckchen eine hochwillkommene Beigabe zu seinem trockenen Kommissbrot gebracht.

Kakteen in Mittel-Amerika.

(Zu unserem Bilde.)

Die Kakteen, die natürlich nicht alle so riesenhaft groß werden wie die sind, die unser Bild zeigt, gehören bis auf eine Art ausschließlich Amerika an, wo man sie auf beiden Seiten des Äquators bis Chile und Patagonien einerseits und Canada andererseits, hauptsächlich aber in Mexiko findet, als ungeheure Kugeln, als vieleckige Säulen, als Büsche mit blattartig verbreiteten einfachen oder gegliederten Ästen, als dichter Stachelkranz, als langgestreckte kriechende oder kletternde Schlangen, als buschartige oder belaubte Sträucher und Bäume, oft mit großen farbenprächtigen, duftenden Blüten. Alle Kakteen haben fleischige, oft sehr saftreiche Stängel und Äste, welche jedoch bei vielen von einem festen Hohlkörper durchzogen sind, so daß der dicke fleischige Teil nur als Rindenlage zu betrachten ist. Die meisten sind stark beackelt, aber blattlos. Zahlreiche Arten der Kakteen haben eßbare Früchte, von anderen werden die holzigen Teile, die zwar sehr leicht sind, aber doch große Festigkeit besitzen, zu verschiedenen Zwecken benutzt, wieder andere dienen zur Herstellung von undurchdringlichen Zäunen u. dergl.

Neue Zeugnisse zur Erfindung des Schießpulvers.

Die Frage nach der Erfindung des Pulvers wird bekanntlich gewöhnlich mit Hinweis auf die ziemlich mythische (sagenhafte) Persönlichkeit des Freiburger Mönchs Berthold Schwarz beantwortet, von dem eine alte Handschrift im Zeughaus zu Berlin erzählt: „Der bartoldeus niger ist von wegen der kunst die er erfunden vnd erdacht hat, gerichtet worden vom leben zum todt um 1388. Jahr.“ Aber im neuesten Heft von „Schuß und Waffe“ werden eine Reihe von Tatsachen und Zeugnisse mitgeteilt, die die vielumstrittene Frage in neues historisches Licht rücken. Schon in chinesischen Schriften von 618 v. Chr. wird eine Feuerwaffe erwähnt, die die Aufschrift getragen hat: „Ich schleudere den Tod auf Verräter und Zerstörung dem Aufruhr zu.“ Die berühmte Chinesische Mauer weist schon 250 Jahre v. Chr. Schießscharten auf, und diese Tatsache läßt den Schluß zu, daß ihre Erbauer die Verwendung von Geschützen kannten. Von den Chinesen erhielten, wahrscheinlich auf dem Wege über Indien, die Araber das Geheimnis der Schießpulverkunst. Sie nennen den Salpeter, ein Hauptbestandteil des Pulvers, „Cheli-Sini“, indischer oder chinesischer Schnee, und haben sich nach guter Abarlieferung schon 690 n. Chr. vor Mekka der feuerbewehrten bedient. Das vielbesprochene „griechische Feuer“ ist nur eine besondere

form des Pulvers, die schon zur Zeit Philipps, des Vaters Alexanders des Großen, bekannt war und aus Pech, Schwefel, Werg, Weihrauchkörnern und Abfällen harzigen Holzes zu einem innigen Gemenge gemischt war. Etwas abweichende Rezepte gibt um 850 n. Chr. Graecus, der auch ein „brennendes Wasser“ kennt, das aus pulverisiertem Schwefel, Weinstein, Kochsalz und altem Wein hergestellt sein soll. Im Jahre 941 wurde ein Teil der Flotte des russischen Großfürsten Igor, den schon der goldene Traum vom Kaisertum zu Byzanz lockte, vor Konstantinopel „mit Feuer, das aus Rohren gestoßen wurde“, verbrannt. Als 1241 die Mongolen gegen Europa anstürmten, führten sie „feuerspeiende Drachen“ mit, die nicht nur in Art unserer Wurfmaschinen für Dynamit wirkten, sondern auch zu Lichtsignalen verwendet wurden. In demselben Jahrhundert lehrte der große, nicht mit seinem Namensvetter Lord Bacon zu verwechselnde Franziskaner Roger Bacon eine Kunst, deren Beherrscher „Donner und Blitz hervorrufen kann, wodurch Städte und Kriegsheere zerstört werden“, und in seinem „opus tertium“ von 1267 findet sich ein gutes Rezept zu einer Pulvermischung. Gegenüber der Wucht aller dieser Tatsachen muß die Priorität (das Vorrecht) des Berthold Schwarz, der übrigens mit wirklichem Namen Constantin Anfligen hieß, verblasen, wenn gleich es nicht ausgeschlossen ist, daß er für die Verwendung des Pulvers in der Kriegstechnik bahnbrechend wurde. Die Zeitgenossen scheinen den unglücklichen Schwarzkünstler auch direkt für die Kriegsgreuel verantwortlich gemacht zu haben, und sie waren nicht gut auf ihn zu sprechen. „Der böswid“, lamentiert noch eine Chronik von 1588, „von dem sollich schändlich Ding erfunden ist nit würdig, das sein namen bey den menschen auf der erden bleyb, oder ein lob von seinem gefundnen werd bringt. Da wär woll würdig gewesen, das man in ja am pügen gestoßen vnd an einen thum geschossen hat.“

November.

Trübe hängt die Wolke nieder,
Und im Nebel liegt das Tal.
Alle Fluren öd und kahl!
Kängst verklungen sind die Lieder.

Und die Kinder sitzen wieder
Eng vereint wie dazumal.
Steigt nicht bald vom Himmelsaal
Der geliebte Ruprecht nieder?

Hänschens Augen leuchten auf.
„Grete, wird er mir was bringen —?
Apfel — ? Nüsse — ? O wie fein!“
Grete aber spricht da auf:
„Sei nur brav vor allen Dingen!
Nur bei Braven kehrt er ein.“

Cante Kies.

Viel Wiß.

Zu den Lieblingen Friedrichs II. gehörte der General von Lettow, Chef eines in Berlin stationierten Füsilier-Regiments. Er war in keiner Weise wissenschaftlich gebildet, besaß aber sonst alle Tugenden eines Soldaten. Außerdem zeichnete er sich durch eine außerordentliche Gedächtniskraft aus und wußte so genau alle Vorfälle in den Kriegen Friedrichs, daß man ihn in streitigen Fragen gewöhnlich zum Schiedsrichter wählte, wobei er sich dann stets voller Freimütigkeit äußerte. Friedrich zog ihn häufig zur Tafel, was Lettow indessen keine große Freude bereitete, da der König meistens die Litteratur der Franzosen zum Gegenstand machte, ein Feld, das, wie oben bemerkt, dem biedereren Pommer ganz unbekannt war. Einmal berührte Friedrich wieder dieses Thema und wandte sich plötzlich scherzend an den nach seiner Gewohnheit misstrauisch dasitzenden General mit der Frage: „Nun mein lieber Lettow, was meint Er denn zu dem allen?“ Ohne die mindeste Verlegenheit versetzte der Gefragte: „Was Eure Majestät da von französischen Wigen erzählen, lasse ich dahingestellt; ich weiß nur soviel, daß wir preussische Wige haben, denen die französischen nicht das Wasser reichen können.“ „Oho“, rief Friedrich, „die Behauptung möchte Er schwerlich beweisen können.“ „Nichts besser als das. Sehen Eure Majestät, da haben wir erstens Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen begründete. Dann haben wir zweitens Bunzelwitz, wo Eure Majestät so sicher vor den Österreichern wie in Abrahams Schoße saßen. Drittens nenne ich dort meinen Freund Pritzwitz, der Eurer Majestät bei Kunnersdorf das Leben rettete, und viertens meinen braven Nachbarn Lettow, der mit seinen Grenadiern so oft den Nagel auf den Kopf traf. Mich dünkt, diese Wige sind besser als alle französischen, mit denen wir im Felde keinen Hund vom Ofen locken können.“ Friedrich reichte dem wackeren General die Hand und sagte ernst: „Er hat Recht, mein lieber Lettow.“



Rätsel.

Was geht wohl über die Flüsse
Und hat doch keine Füße?
Es trägt ganz ohne Maßen
Die allerschwersten Lasten,
Und rührt und regt sich nicht,
Es sei denn, daß es bricht.

**Auflösung des Rätsels
aus der vorigen Nummer:**

Die Augen.